

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 29. 1890.

Die Augen Wischnu's.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

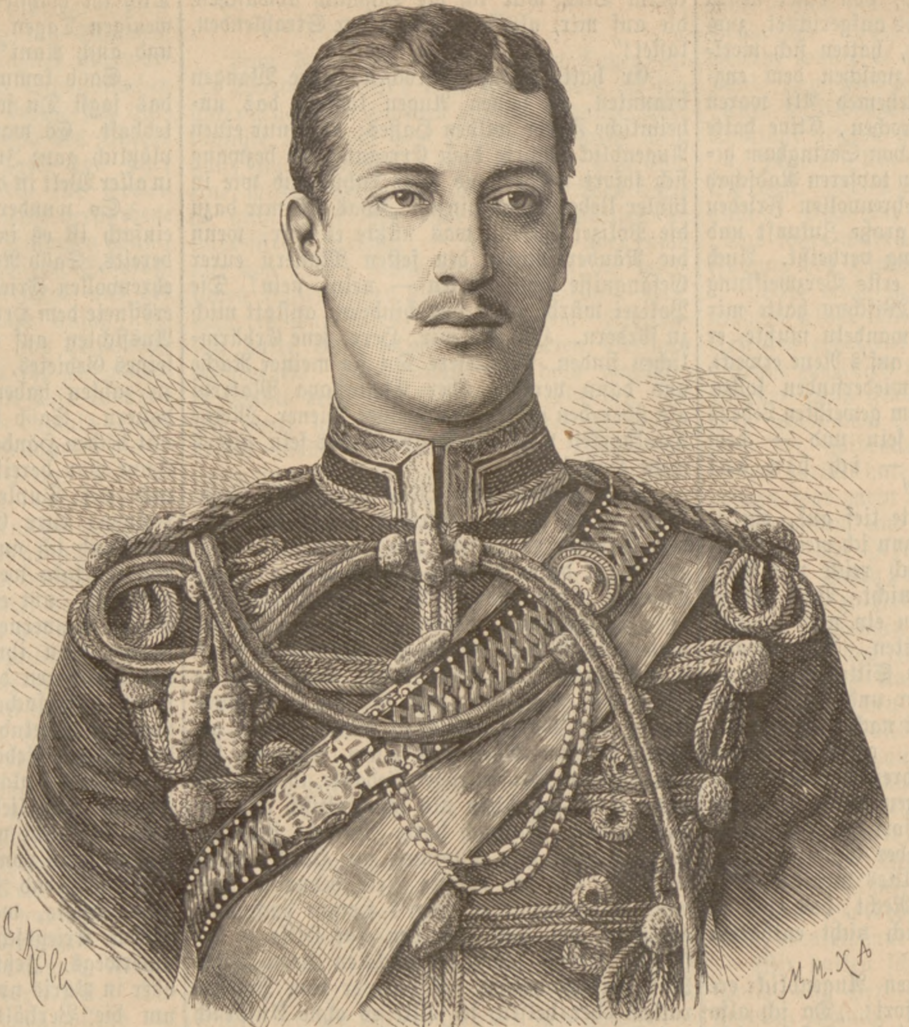
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Priester Wischnu's machte bei Leon's Worten eine höflich ablehnende Handbewegung. „Wie kannst Du von einer Schuld sprechen? Wäre ich Deinem Rath gefolgt und hätte einen Posten in dem Heiligthume meines Gottes geduldet, wie Vieles wäre uns erspart geblieben! Ich werde im Gegentheil nie vergessen, daß Du in eben jenen schweren Stunden an meiner Seite standest. Du ahnst gewiß, Herr, was mich hierhergeführt hat."

„Ich kann nur Muthmaßungen hegen, Chatanaya Matreyi. Ich selbst bin, durch eine schlechte Ueberfahrt aufgehalten, erst vor wenigen Wochen hier eingetroffen und fand in persönlichen Angelegenheiten viel zu thun in Frankreich vor. Aus Indien erfuhr ich inzwischen nur eine Kunde — eine schlechte zudem: General Dupleix ist abberufen!"

„Großer Wischnu, auch das hast Du Deinen Kindern nicht ersparen wollen!" rief der Indier verzweifelt. „Du hast uns Alles genommen, jetzt raubst Du uns auch den letzten, den besten Freund Deines Volkes! — Ich hätte es mir denken können — ich habe es gefürchtet, Herr," fuhr er dann ruhiger fort. „Mit dem Raub der strahlenden Augen des Gotterbarmers erlosch jeder Schein des Glücks, jede Hoffnung. Es mußte der Wille Gottes sein, daß die trüben Schatten auch auf euern großen Nadschah zurückfielen! Aber höre, was ich Dir melden kann. Da Du selbst keine Nachrichten besitzest muß ich weiter ausholen, als ich für nothwendig hielt; es hat sich Vieles geändert, wenig gebessert im Lande der armen Hindus seit jener Nacht, in welcher ihr größtes Heiligthum, ihre Zuversicht, den erbärmlichen Händen jener Schurken zum Opfer fiel. — Euer General hatte schwer gefehlt, daß er unsere rechtzeitigen Warnungen wegen des Marquis Robilant, den Wischnu verdammen möge, nicht beachtete. Mein Herz trägt ihm dies Fehl nicht nach denn er hat sich nach jener Schreckensnacht redlich bemüht, gut zu machen, was versäumt war. Daß all' sein Mühen vergebens sein mußte, ist nicht seine Schuld — es ist das Verhängniß der Götter, es ist gewiß auch ihre Strafe für unsere Sünden. Damals blieben also zunächst alle Nachforschungen vergeblich, es konnte nur ermittelt werden, daß die Räuber sich unmittelbar in das englische Feldlager begeben hatten. Dupleix zögerte nun nicht, von dem Befehlshaber der Briten sofort ihre Auslieferung zu verlangen. Er theilte dem feindlichen Feldherrn offen mit, daß die Elenden große Schätze aus unserem Tempel entwendet hätten — als gemeine Diebe bat er, sie ihm zu überliefern, denn als selbstverständlich nehme er an, so schrieb er, daß Clive, ein ehrlicher, offener Gegner, den Tempelräubern weder Schutz noch Rückhalt gewähren würde.

Jetzt aber zeigte es sich, mit welcher Schlauheit die Schurken zu Werke gegangen waren, es zeigte sich zugleich auch, daß Clive wirklich ein ehrlicher Feind und ein Mann von großem Geiste ist. Er beantwortete den Brief des Generals umgehend. Ich habe sein Schreiben selbst in Händen gehabt und Dupleix hat seinen Inhalt mir so oft wiederholt, daß ich ihn auch Dir gewiß fast wörtlich wiedergeben kann. ‚Ich würde keinen Augenblick zögern,' schrieb er, „Ihnen, mein General, die Räuber auszuliefern, denn Ihr Wort genügt mir als Beweis für ihre Schurkenthat. Auch daß wenigstens der Eine von ihnen seit fast einem Jahre uns Spionendienste geleistet, sollte ihn nicht schützen — man gebraucht Spione gleich den Citronen, die man verächtlich fortschleudert, wenn sie nutzlos geworden sind. Aber Ihre Botschaft, mein General, kam zu spät. Als gestern Abend jener Marquis Robilant mit einem Begleiter, dessen Name mir unbekannt ist, bei mir eintraf, war sein erstes Begehren nach einem frischen ‚Reitelephanten, er müsse unbedingt sofort nach Fort Gingi zu Mehemed Ali. Ich konnte ihm, ohne Ahnung,



Prinz Albert Viktor, ältester Sohn des Prinzen von Wales, künftiger Thronfolger von England. (S. 228)

was vorgefallen, in Anbetracht der von ihm bisher geleisteten Dienste, diese Bitte nicht abschlagen; er ist indessen nicht nach Gingi gegangen, der vor kaum einer Stunde zurückgekehrte Mahud hat mir vielmehr gemeldet, daß beide Elenden etwa drei Meilen von hier den Elephanten verlassen haben, und zwar, wie es mir scheint, in der Absicht, unbemerkt die Meeresküste zu erreichen. Um Ihnen, mein General, gefällig zu sein, habe ich sofort einige Streifpartien nachgesandt, hege indessen wenig Hoffnung, daß die Wiederergreifung der Flüchtigen gelingen wird.' — Sie gelang nicht, Herr, wohl aber erfuhr ich später durch meine Getreuen, daß die Schurken wirklich das Meer gewonnen hatten. Ein armer Fischer hatte sich durch eine hohe Belohnung verleiten lassen, sie auf seinem schwanken Fahrzeug nach Colombo auf der Insel Ceylon zu bringen, und das Wagniß war geglückt; Wischnu muß nicht gewollt haben, daß sein höchstes Heiligthum eine Beute des nimmersatten Oceans würde.

Ueber uns aber breitete sich mit dem Erlöschen seiner strahlenden Augen tiefe, schreckliche Finsterniß. Als die Kunde des Raubes unter die Meinen drang, bemächtigten sich zugleich alle bösen Geister ihrer Herzen, ihr Muth, ihre Hoffnungen schwanden dahin, nichts vermochte sie mehr im Feldlager zu halten. Und nun erhielt Euer großer Radschah fast gleichzeitig Nachrichten, die ihn zum weiteren Rückzug zwangen, die Mahratten im Norden hatten sich plötzlich erhoben. So wurde Seringham fast ganz wehrlos, denn das kleine Corps, mit dem Saëb Radschah treu zu uns hielt, war kaum zu rechnen. Ich barg daher, was dem Tempel an Schätzen geblieben, in jener Höhle, die auch Dir bekannt ist, und brachte selbst in derselben fast vier Wochen im Gebet und in Kasteiungen zu. Als ich jedoch wieder, von einer neuen Verheißung des Allerbarmers aufgerichtet, zum Licht der Sonne emporstieg, hatten sich merkwürdige Dinge vollzogen: zwischen dem englischen Heerführer und Mehemed Ali waren ernste Zwistigkeiten ausgebrochen, Clive hatte nicht nur das Tempeleiland von Seringham geschont, er hatte auch mit dem tapferen Radschah von Ghatastapana einen ehrenvollen Frieden geschlossen, der diesem eine große Zukunft und eine bedeutende Machtstellung verheißt. Auch in meiner Brust war die erste Verzweiflung neuer Hoffnung gewichen, Wischnu hatte mir die Wege gewiesen, die ich wandeln mußte, er hatte in mir die Gewißheit auf's Neue erweckt, daß ich sein Heiligthum wiederfinden sollte. Die höchste Pflicht meines ihm geweihten Lebens soll fortan diese Aufgabe sein und — dem Allerbarmer sei's gedankt — ich bin auf der Spur der Räuber."

Der Waischnava athmete tief auf, ehe er fortfuhr: „In Colombo begann ich meine Nachforschungen. Ich hatte mich reich mit Gold versehen und ich sparte es nicht. Bald erfuhr ich, daß die beiden Schurken ein nach London segelndes Schiff benutzt hatten. Ich gewann einen gewandten, mit euren Sitten und eurer Sprache vertrauten Begleiter und schiffte mich mit der nächsten Gelegenheit nach England ein. Wischnu war mir gnädig, günstige Winde schwellten unsere Segel, vor drei Wochen landete ich in der Stadt der ewigen Nebel und des dichten Rauchs und setzte sofort meine goldenen Hebel in Bewegung. Da aber Gold, verzeihe Herr, bei euch Europäern Alles vermag —"

„Wahrhaftig, Du hast Recht, das thut es leider!" konnte der Graf sich nicht enthalten bitter einzuschalten.

Matreyi blickte ihn einen Augenblick erstaunt an, dann fuhr er fort: „Da ich also mit vollen Händen gab, blieb der Erfolg nicht aus. Ich, oder vielmehr ich und mein Begleiter, ein Mister Smith, stellten fest, daß die Elenden wirklich einige Wochen in der britischen Riesenstadt geweilt hatten, aber bereits wieder abgereist seien. Ihre Spuren wiesen nach Paris. Ich reiste sofort hierher, aber hier ist bisher all' mein Wollen und Können gescheitert. Es scheint, als ob die Räuber in ihrer Vaterstadt bessere Gelegenheit, sich zu verbergen, gefunden haben, kurz, sie sind wie von dem Erdboden verschwunden, und ich stehe rathlos da, wenn Du mir nicht helfen willst."

Leon fand nicht sofort eine Antwort. Was sollte er dem Priester rathen, wie sollte er ihm Beistand leisten, er, der selbst von der eigenen Verzweiflung fast erdrückt wurde? Und doch dauerte ihn jener Mann, der so ernst und zuversichtlich zu ihm emporblickte, es schien ihm unmöglich, ihn ohne ein Wort der Theilnahme, ohne irgend einen gutgemeinten Rathschlag von sich gehen zu lassen. „Die Hilfe der Polizei hast Du jedenfalls schon in Anspruch genommen, Chatanaya Matreyi?" sagte er endlich. „Unsere Polizei steht nicht mit Unrecht im Ruf außerordentlicher Tüchtigkeit."

„Ich zweifle keineswegs, daß sie ihn verdient," entgegnete der Priester mit einer leichten, höflichen Verbeugung. Indessen setzte er sofort mit echt orientalischem Mißtrauen hinzu: „Aber was soll ich mit eurer Polizei? Gesetzt wirklich, sie fände jenen Robilant, den übrigens mein Dolch für alle Ewigkeit gezeichnet hat, gesetzt, sie nähme ihm wirklich den Raub ab, glaubst Du nicht selbst, daß sie die strahlenden Augen des Allerbarmers, die unvergleichlichen Steine, als willkommene Beute für den eigenen Staat betrachten würde? Und dann, Herr, ich jage ja nicht nur jenen unschätzbaren Juwelen nach, Rache will ich an den Elenden nehmen, die es wagten, ihre schmutzigen Hände nach dem Heiligthum Wischnu's auszustrecken! In ihrem Blut will ich die Schmach abwaschen, die auf mir, als dem Hüter der Strahlenden, lastet!"

Er hatte heftig gesprochen, seine Wangen brannten, in seinen Augen loderte das unheimliche Feuer wilden Hasses; aber nur einen Augenblick währte diese Erregung, er bezwang sich sofort wieder und setzte ruhig und wie in kühler Ueberlegung hinzu: „Was soll mir dazu die Polizei helfen, was nützte es mir, wenn die Räuber hinter den festen Mauern eurer Gefängnisse schmachteten — nein, nein! Die Polizei würde mich nur hindern, anstatt mich zu fördern. Hilf Du mir, Herr, jene Erbärmlichen finden, überliefere Du sie meiner Rache und dann verfüge über Chatanaya Matreyi als über den getreuesten Deiner Diener. Meine Dankbarkeit wird ebenso grenzenlos sein, als es mein Haß ist."

Eine merkwürdige Idee durchzuckte Leon. Wie, wenn es ihm wirklich gelingen könnte, dem Priester zu helfen, wie, wenn dieser ihm zum Dank dafür hilfreiche Hand leistete? Daß Matreyi über enorme Reichthümer verfügte, über Reichthümer, denen gegenüber selbst der materielle Werth der Augen Wischnu's kaum in's Gewicht fiel, war gewiß; Leon hatte ja selbst mit angesehen, wie sich die einmaligen Gaben der Waischnava's zu seinen Füßen gehäuft hatten. Aber nur einen Moment beschäftigte den Grafen dieser Gedanke, im nächsten verwarf er ihn schon als phantastisch und unausführbar. Einmal hatte Matreyi sicher in Europa nicht jene Summen zur Hand, deren er schon für die nächste Zeit bedurfte, und dann widerstrebte es Leon's Herzen doch auch allzusehr, von dem Fremden eine Hilfe zu erbitten, welche selbst die nächsten Verwandten kühl versagt hatten. Konnte er dem Priester rathen oder helfen, so sollte es ohne Anspruch auf Dankbarkeit und Entgelt geschehen.

„Mein lieber Chatanaya," sagte er daher endlich, „was meinerseits geschehen kann, soll geschehen, freilich muß ich Dich bitten, meine geringen Kräfte nicht zu überschätzen. Ich werde die ganze Angelegenheit reiflich überlegen, auch mit einigen erfahrenen Freunden darüber sprechen und vor Allem den ersten der hiesigen Juweliere, den ich zufällig kenne, in vertraulicher Weise zu Rathe ziehen. Laß mir einige Tage Zeit, mein Freund, ich gebe Dir dann durch Sidi Nachricht."

Der Priester nickte lächelnd. „Du hast Dir also in dem Burschen, dessen ich mich sogleich sehr wohl erinnerte, einen treuen Diener erzogen? Hoffentlich vergißt er nie, daß er sein Leben nur Dir dankt. Aber sende ihn, bitte, nicht zu mir. Es scheint, als ob schon mein Anblick ihn ängstigt, derartige Leute sind schlechte Boten. Schreibe mir nach dem Hotel ‚Zum König von Spanien', in dem ich abgestiegen bin. Und nun vor Allem: nimm im Voraus meinen herzlichsten Dank, Herr! Seit ich weiß, daß Du Dich meiner Sache annehmen willst, bin ich ganz ruhig, ich fühle sicherer denn je, daß Alles gelingen wird."

„Du hast allzu viel Zutrauen zu mir, Chatanaya Matreyi."

„Zu viel Zutrauen?" sagte der Priester ernst und drückte die Hand des Grafen herzlich. „Nein, Herr, ich weiß, Du bist unter glücklichen Sternen geboren, was Du auch beginnen wirst, es führt sicher zum guten Ende. Ich habe es gewußt seit dem ersten Male, da ich Dich in der Pagode mit dem goldenen Dache sah, Du bist ein Kind des Glückes, und ich täuschte mich noch niemals in den Augen eines Mannes." Er wandte sich zum Gehen, an der Thür jedoch kehrte er noch einmal um. „Beim Wischnu!" rief er. „Ich werde alt und meine Gedanken sind schwach. Fast hätte ich eine Kunde Dir zu melden vergessen, die Dich im höchsten Grade interessiren wird. In wenigen Tagen trifft Saëb Radschah hier ein und auch Rani*) Dolarie begleitet ihn!"

„Saëb kommt hierher, nach Paris? Und das sagst Du jetzt erst, Matreyi?" rief Leon lebhaft. Es war ihm nicht anders, als tauche plötzlich ganz Indien vor ihm auf. „Aber wie in aller Welt ist das möglich? Erzähle, erzähle!"

„So wunderbar es Dir klingt, Herr, so einfach ist es in Wirklichkeit. Ich sagte Dir bereits, Saëb Radschah machte mit Clive einen ehrenvollen Frieden, ja, der britische Feldherr eröffnete dem Herrscher von Ghatastapana weite Aussichten auf eine umfassende Vergrößerung seines Gebietes, Mehemed Ali wird die Kosten zu zahlen haben und Niemand wird es bedauern. Saëb konnte gar nicht anders, als mit beiden Händen zugreifen, denn sein Fürstenthum war bereits rings von Feinden umgeben und auf Dupleix war für Jahre nicht zu rechnen; euer General selbst gestand es zu. Während ich nun in der Höhle in den Bergen von Kartaka weilte, war Saëb nach Kalkutta gegangen, um einer Einladung des englischen Generalgouverneurs zu entsprechen. Hier aber machte man ihm den Vorschlag, in London die Direktoren der Compagnie und den König selbst aufzusuchen; vielleicht," schaltete der Priester lächelnd ein, „daß man in der Stadt der ewigen Nebel ein wenig mit einem indischen Fürsten glänzen wollte. Du kennst unseren Freund. Er liebt schnelle Entschlüsse, und er hatte vielleicht wirklich Grund, von einer Anwesenheit in London große Erfolge zu erhoffen, kurz, während ich mich in Colombo zur Abreise rüstete, war er bereits auf einem englischen Kriegsschiff nach dem Inselkönigreich unterwegs. Jetzt ist er auf der Rückreise, will aber in Paris noch einige Zeit zubringen, wohl um die Verhältnisse der französischen Compagnie an Ort und Stelle kennen zu lernen."

*) Rani ist der Titel der indischen Fürstinnen.

Chadreux wiegte ernst das Haupt. „So sehr mich der Gedanke beglückt, ihn wiederzusehen, so erscheint mir sein Kommen doch nicht ganz unbedenklich, Chatanaya Matreyi. Wie er sich auch stellen möge, hüben oder drüben, diesseits oder jenseits des Kanals wird er falsch beurtheilt werden, und diese Urtheile werden in Indien nachwirken."

„Du meinst es gut, Herr, und Saëb Radschah hat bereits das Gleiche vorausgesehen. Ich kann zu Dir ja im Vertrauen sprechen: man hat ihm in London englische Pässe gegeben, er kommt nur von wenigen vertrauten Dienern begleitet als ein reicher Kaufmann aus Bombay, unter dem Namen Rahini, hierher. Aber nun noch einmal, habe Dank im Voraus für alle Deine Güte und glaube meiner Ahnung: Dich hat Wischnu berufen, sein Heiligthum aus den Händen der Räuber zu erretten."

12.

Auf der Spur.

„Den Zufall gibt die Vorsehung — zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten."
Schiller, Don Carlos.

Madeleine Ducord hatte schwere Tage gehabt. Die Kleine zermarterte sich das Köpfchen, wie sie dem armen Grafen, ihrem Ritter aus der Pension, helfen könne. Vergebens versuchte sie wieder und immer wieder das Herz des Vaters, der übrigens außerordentlich guter Stimmung war, zu erweichen, vergebens zankte, schmollte, bat und weinte sie. Alle ihre weiblichen Waffen prallten von der eisengepanzerten Brust des Alten ab. Ducord stritt sich nicht einmal mehr, er wurde auch nicht heftig, sondern er begnügte sich einfach damit, sein Töchterlein auszulachen, ein Mittel, das freilich bei dem kleinen Trotzkopf am allerwenigsten verfing. Endlich begann sie das Vergebliche ihrer direkten Bemühungen einzusehen und änderte ihre Taktik. Fräulein Madeleine wurde plötzlich äußerst gefallsüchtig. Ducord bemerkte mit Staunen, welches Interesse sein Kind gänzlich unerwarteter Weise für Juwelen und Schmucksachen zu entwickeln begann, aber er freute sich aufrichtig darüber, sie war also doch des Vaters echte Tochter. Der Bankier hatte von jeher eine große, begreifliche Vorliebe für Perlen und edle Steine gehabt, und seine verstorbene Gattin, mehr als der guten einfachen Dame oft lieb gewesen war, mit kostbarem Schmuck, den er „billig einzukaufen" verstand und als eine vortreffliche Kapitalsanlage ansah, behängt. Als dann Madeleine aus La Brèche zurückgekehrt war, übergab er ihr die ganzen Juwelen der Mutter. „Das ist Dein Erbtheil und Dein Eigenthum!" hatte er damals gesagt, und erst als die Tochter sich merkwürdig gleichgiltig gegen die glitzernden Steine und die mattschimmernden Perlen zeigte, nahm er die Kostbarkeiten wieder in seine eigene Verwahrung.

Jetzt bat Madeleine zu seiner größten Ueberraschung, ihr die Schmucksachen herauszugeben, und als die Ketten und Bracelets, die Agraffen und Diademe vor ihren Augen auf dem kleinen Tisch des Privatcomptoirs ausgebreitet lagen, jubelte sie laut auf. „Und das ist Alles mein Eigenthum?" rief sie. „Ich kann damit machen, was ich will?" Dabei hing sie auch schon schmeichlerisch an dem Hals des Vaters und küßte ihn, die kleine Heuchlerin.

Dem Alten war es lange nicht so gut geworden. Er freute sich aufrichtig, daß Madeleine endlich wieder einmal „eine verständige Idee" zeige. „Gewiß ist es Dein Eigenthum, kleine Maus, und ich denke, wenn Du recht artig bist, werden wir die hübschen Sachen bald um einen Armreifen vermehren können, Dein Namenstag steht ja vor der Thür." Dabei klopfte er dem „Kinde" wohlwollend auf die rosigen Wangen und dachte zugleich an das glänzende Geschäft, das ihm mit Robilant und seinem Genossen bevorstand.

Madeleine packte ihr Eigenthum glückstrahlend in ihren eigenen Schrank und war den ganzen Tag so ausgelassen lustig und so guter Dinge, wie seit langer Zeit nicht. Am Nachmittage des nächsten Tages aber, als der Vater ausgegangen war, ließ sie sich plötzlich durch Charles, dessen stille Verehrung für die Tochter seines Prinzipals ebenso groß war wie sein ewiger Hunger, eine verschlossene Portechaise holen und stieg, ein kleines, zierliches Körbchen am Arm, in dieselbe ein.

„Wohin befehlen Sie, Fräulein?" fragte der dürre Kommis mit einem mögstlichst schmachtenden Blick.

„Nach der Rue Mormartin," gab sie schnell zurück. „Wenn Papa bald nach Hause kommen sollte, bitte, sagen Sie ihm, ich würde nicht lange auf mich warten lassen." Sie hatte dabei ein so ernstes, würdiges Gesicht gemacht, daß Charles, nach seiner Gewohnheit sich leise auf den Fußspitzen wiegend, ihr ganz verwundert nachschaute.

Kaum war die nächste Ecke jedoch passirt, so warf sich Madeleine auf ihrem Sitze zurück und klatschte vor Vergnügen in die Hände. „Was Papa wohl für eine Miene machen wird, wenn er den Streich erfährt, den ich ihm zu spielen im Begriff bin?" Und bei dieser Vorstellung lachte sie so herzhaft, daß die beiden Portechaisenträger wie auf Kommando das Traggestell niedersetzten.

„Nun, was soll's?" rief sie ungeduldig.

„Wir glaubten, das Fräulein hätte einen Befehl für uns," sagte der Vordere. „Und dann wissen wir auch noch gar nicht, wohin die Gnädigste wünschen, die Rue Mormartin ist lang."

„Nach dem Hotel Chadreux!" entgegnete sie plötzlich ernst werdend.

* * *

Leon hatte sich in den letzten Tagen oft der Worte Matreyi's erinnern müssen, die ihn unter glücklichen Sternen geboren nannten. Wie täuschte sich doch der Priester. War's nicht ganz im Gegentheil, als ob jeder Tag ihm eine weitere Hoffnung abschnitte? Wen hatte er nicht alles für seine Angelegenheiten zu interessiren versucht — war ihm aber auch nur von einer Seite eine Aussicht auf wirklichen thatkräftigen Beistand geworden? Nein, nein, es war Alles, Alles verloren. Schließlich hatte Leon selbst die weiteren Versuche aufgegeben. Der Kampf war doch umsonst; so mochte denn das Schreckliche geschehen. Er zog sogar sein bereits eingereichtes Abschiedsgesuch zurück. Sobald der von Ducord beantragte gerichtliche Verkauf seines Erbes rechtskräftig geworden war, was nach der Ansicht seines Notars in kürzester Frist zu erwarten stand, wollte er sich auf's Neue für die indische Compagnie einschreiben lassen. Unter dem Lärm der Waffen hoffte er das Gefühl seines Unglückes noch am leichtesten zu überwinden.

In der Angelegenheit Chatanaya's hatte er ebenfalls wenig thun können. Vertrauliche Rücksprachen mit verschiedenen hochgestellten Beamten und eine eingehende Unterredung mit Herrn Letellier, dem Hofgoldschmied Seiner Majestät, hatten ein völlig negatives Resultat ergeben. Höchstens das Eine stand fest, daß die in Frage stehenden Edelsteine bisher noch nicht auf dem Pariser Juwelenmarkt zum Verkauf ausgeboten worden waren.

Mehr zufällig, als absichtlich kam heute bei einer Unterredung mit Marcel Baudry das Gespräch auf den Diamantenraub. Der Graf schrieb in der Gegenwart seines Schwagers ein Billet für den Wischnupriester und nannte dabei den fremdklingenden Namen. „Eine indische Bekanntschaft," setzte er lächelnd hinzu. „Der ehrwürdige Mann hat mich hier aufgesucht, um mich zur Theilnahme an der Jagd auf zwei Diebe aufzufordern, die ihn oder vielmehr seinen Tempel um einige millionenschwere Diamanten bestohlen haben. Es ist eine Geschichte, wie sie auch nur in Indien vorkommen kann."

Marcel lachte herzlich. „Und diese Gelegenheit läßt Du Dir entgehen? Wie hängt denn die Sache zusammen? Diamanten im Werthe von Millionen sind doch nicht so dicht gesäet wie Kieselsteine."

„Das sind sie allerdings nicht. Zwei Steine zumal, wie die Augen des Wischnu von Seringham, dürfte es in ganz Europa kaum noch einmal geben."

„Die Augen des Wischnu?" fragte der Kapitän verwundert.

„Ja, ja, die Augen des Wischnu! Wenn es Dich interessirt, will ich Dir gern erzählen, wie und wo ich sie zuerst sah und wo sie entwendet wurden. Hier — setze Dich, die Geschichte ist nicht ganz kurz, aber dafür auch nicht ganz uninteressant. Sie bildet übrigens kein Ruhmesblatt in den Annalen unserer indischen Armee und ihres Offiziercorps."

Baudry lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der lebendigen Schilderung seines Schwagers. Als dann Leon den Namen Robilant's zum ersten Male nannte, fuhr er fast wie erschrocken empor, als Jener aber die Verwundung des Marquis am rechten Fuß erwähnte, unterbrach er ihn hastig.

„Am rechten Fuß, sagtest Du? Bei Gott, das ist merkwürdig. Aber erzähle nur weiter, ich habe Dir nachher vielleicht einen kurzen Nachtrag zu Deinem Bericht mitzutheilen!"

Der Graf beendete seine Erzählung bald. Marcel war längst aufgesprungen und schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Als aber Leon endlich erwähnte, daß sich Robilant und Beauviller wahrscheinlich in Paris versteckt hielten, konnte er sich nicht länger beherrschen. „Und nun höre mich und staune!" rief er. „Eure Millionendiebe sind gefunden, ich habe Robilant gestern gesehen!"

„Marcel! Um Gottes willen, überlege, was Du sagst. Ist es möglich? Täuschest Du Dich nicht?" Chadreux sprach in höchster Erregung. „Das wäre wahrlich nichts Anderes, denn eine Fügung des Himmels."

„Laß mich in Ruhe erzählen und dann urtheile selbst. Wir haben vor drei Tagen neue Rekruten erhalten; meiner Kompagnie war ein Bursche zugetheilt worden, der auf dem Pariser Pflaster groß geworden, zwar sein Handgeld gern genommen hatte, aber sich nur zu bald nach der goldenen Freiheit seines Straßenlebens zurücksehnte. Kurz und gut also, vorgestern war mein Leport, so heißt er, plötzlich verschwunden, und uns fiel die angenehme Aufgabe zu, den Herumtreiber in der Riesenstadt Paris zu suchen; wir mußten wenigstens versuchen, ihn zu finden, wenn ich mir nicht von meinem gestrengen Kommandeur eine sehr empfindliche Rüge zuziehen wollte. Zum Glück gab es einige Anhaltspunkte. Einer der mit Leport zusammen geworbenen Burschen, auch echt Pariser Vollblut, kannte von früher her dessen Lieblingsaufenthalte und machte wohl oder übel den Führer der Patrouille. Ich aber schloß mich ihr selbst an, einmal weil ich durch meine Gegenwart etwaige Reibereien meiner Leute mit der Bevölkerung verhindern wollte, und dann, weil mir ein Einblick in jene Sphären, in denen wir Leport suchen mußten, wirklich nicht uninteressant erschien.

Wir hatten schon ein halbes Dutzend Spelunken und Herbergen in den Vorstädten mit unserem Besuche beehrt, ohne eine Spur des Flüchtlings zu finden, als wir ihn endlich,

in die Gaststube eines kleinen, schmutzigen Hotels in einer der Nebenstraßen der Rue de St. Denis eintretend, ruhig vor einem Glase Wein am Schänktisch sitzen sahen. Uns aber erblicken und durch eine Hinterthür entwischen, war für ihn Eins! Meine Leute stürmten ihm sofort nach und faßten ihn auf dem Hofe, gerade als er über einen hohen Zaun in den Garten eines Nebengrundstücks klettern wollte. Ich war der Patrouille langsam gefolgt und nahm soeben die Meldung des Korporals, daß Leport gefaßt sei, entgegen, als aus dem Seitenflügel der Herberge plötzlich ein Mark und Bein durchdringender Schrei hervortönte. Der Galgenvogel von Wirth, der sich inzwischen auch eingefunden hatte, flüsterte mir zwar erklärend zu: es sei ein kranker Herr, der dort oben seinen Schmerzen Ausdruck gebe! Mir schien die Sache indessen nicht recht geheuer, die ganze Umgebung war zu verdächtig, und ich bildete mir wirklich schon ein, daß wir einem Verbrechen auf der Spur seien. Das war nun allerdings lächerlich, denn als ich, von dem Herbergsvater mit devotester Bereitwilligkeit geführt, in das Zimmer trat, aus dem jene sich immer noch wiederholenden Schmerzensschreie hervordrangen, sah ich wirklich nichts, als einen sich in fürchterlichen Krämpfen wälzenden Kranken, und in diesem Kranken meinte ich sogleich zu meinem maßlosen Erstaunen den einstigen Günstling des Herzogs von Orleans, den eleganten Marquis Robilant, wiederzuerkennen. Der Wirth nannte ihn allerdings Masson, aber ich habe mich gewiß nicht getäuscht, ich bin dessen heute noch sicherer, als gestern, denn als wir den Kranken, der von seinem Bett herabgeglitten war, auf sein Lager betteten, bemerkte ich, daß sein rechter Fuß verbunden war. Ich wollte dann noch nach einem Wundarzt senden, aber der Hausbesitzer bat mich dringend, es zu unterlassen; die Krampfanfälle gingen meist schnell vorüber, und sein Gast habe sich einen Chirurgen ein- für allemal verbeten, da er selbst ausreichende ärztliche Kenntnisse besitze."

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Albert Viktor, ältester Sohn des Prinzen von Wales, künftiger Thronfolger von England.

(Mit Porträt auf Seite 225.)

Am 3. Mai ist Prinz Albert Viktor, der älteste Sohn des Prinzen von Wales, von seiner großen indischen Reise glücklich wieder in London angelangt. Der künftige Thronfolger von England, dessen Porträt wir auf S. 225 bringen, ist aus der Ehe des Prinzen von Wales, jetzigen Kronprinzen von England, mit Alexandra, Prinzessin von Dänemark, am 8. Januar 1864 zu Frogmore-Lodge (Windsor) geboren, erhielt seine Erziehung theils im elterlichen Hause, theils auf dem Kadettenschiffe „Britannia", und schiffte sich dann am 13. September 1880 mit seinem jüngeren Bruder Georg an Bord der „Bacchante" zu einer Weltreise ein, die zwei Jahre dauerte. Eine Beschreibung derselben, welche von beiden Prinzen herrührt, erschien 1886 bei Macmillan & Comp. in London. Nach seiner Heimkehr studirte Prinz Albert Viktor ein Jahr lang auf der Universität Cambridge und vollendete seine Bildung durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Heidelberg als Gast des Professors Ihne. Am 8. Januar 1885 fand auf Schloß Sandringham in Norfolk die Feier der Großjährigkeitserklärung des Prinzen statt, der für einen äußerst kenntnißreichen, bescheidenen und liebenswürdigen jungen Mann gilt. Er hat später noch Dienst als Lieutenant im 10. Husarenregiment und im Kings Royal Rifle Corps gethan und dann die oben erwähnte Reise nach Indien angetreten. Neuerdings hat ihn die Königin Viktoria zum Herzog von Clarence und Avondale ernannt.



Ambulante Schuster in einer Straße von St. Petersburg. Originalzeichnung von J. G. Fuellhaas.

Die ambulanten Schuster in den Straßen von St. Petersburg.

(Mit Abbildung.)

Zu den eigenartigsten Straßenfiguren von St. Petersburg gehören die umherziehenden Schuster, die von Haus zu Haus ihre Dienste anbieten und auch oft von Vorübergehenden in Anspruch genommen werden. Zwei derartige ambulante Flickschuster, die sich gerade in Ausübung ihres Berufes befinden, führt dem Leser unser obenstehendes Bild vor. Ein junger Mann aus dem Kleinbürgerstande hat den beiden Künstlern seine Stiefel zum Ausbessern anvertraut, und wir sehen sie daher in voller Arbeit begriffen. Auf den oben knieförmig gebogenen und unten mit einer eisernen Spitze versehenen Stock, der die Stelle des Schustertisches vertritt, haben die braven Handwerker die Stiefel gestülpt und gehen nun mit Hammer und Stift herzhaft den schadhaften Sohlen zu Leibe. Der Auftraggeber lehnt unterdessen an der Wand eines kleinen Hauses und wartet geduldig, bis die Arbeit fertig ist. Neben ihm in der Hausthür erblicken wir ein russisches Ehepaar aus dem Volke, dessen Sprößling die Mutter eben darauf aufmerksam zu machen scheint, daß seine Stiefel ebenfalls dringend einer Ausbesserung bedürftig seien. Im Mittelgrunde zwischen den beiden Handwerkern zeigt sich ein Rasnoschtschik oder wandernder Pastetenbäcker, der seine Waare mit lautem Rufe anpreist.

Die schlechte Censur.

(Mit Bild auf Seite 229.)

Die von allen Kindern ersehnten Ferien beginnen heute, trotzdem aber kommt Lieschen nach dem Schulschlusse mit niedergeschlagenen Augen und trauriger Miene heim. Die Ursache wird der Mutter klar, sobald sie einen Blick in die heimgebrachte Censur der kleinen Sünderin geworfen hat, denn darin steht zu lesen: Fleiß: mittelmäßig; Fortschritte: gering; Betragen: ungenügend u. s. w. Wir sehen die Mutter auf unserem Bilde S. 229, wie sie, noch sprachlos vor Entrüstung, die schlechte Censur sinken läßt und die vor ihr stehende Verbrecherin mit einem Blicke betrachtet, der diese vollständig niederschmettert. Aller Wahrscheinlichkeit nach steht Lieschen eine böse Viertelstunde bevor, woraus sie sich aber hoffentlich eine gute Lehre für die Zukunft ziehen wird.



Die schlechte Censur. (S. 228)

Eine verhängnißvolle Meerfahrt.

Erzählung
von
Max Poß.

(Nachdruck verboten.)

Die Badesaison in San Sebastian war auf ihrer Höhe. Hunderte von Gästen aus allen Theilen Spaniens, auch aus Frankreich und selbst England, füllten die eleganten Hotels im neuen, schönen Viertel der alten, sauberen baskischen Hafenstadt, belebten in ihren bunten Sommertrachten die Promenaden und den Strand der halbrunden Bucht, welche die felsigen Ausläufer des kantabrischen Gebirges wie eine Ringmauer umgeben, in der sich die Meerfluth ein breites Thor offen erhalten hat.

Wie es in jedem solchen Seebad, wo sich die feine Welt zu versammeln liebt, sogenannte Löwinnen und Löwen der Saison, oder durch ihren Rang, Reichthum, Schönheit oder gesellschaftliche Beliebtheit anziehende Persönlichkeiten gibt, so war auch in San Sebastian im Spätsommer des Jahres unstreitig Doña Julia del Saz die reizvollste in der jungen Damenwelt, und Don Manuel Bellaceda der schönste unter den Männern.

Neben manchen anderen Modelöwinnen galt Doña Julia deshalb als die begehrenswertheste, weil sie wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihrer heiteren Lebenslust alle heirathsfähigen Männer wie ein Magnet an sich zog, und allen Versuchen derselben, sie zu erobern, entschieden widerstand. Es war dies für die verliebten jungen Herren um so mehr zum Verzweifeln, als Doña Julia noch eine blutjunge Wittwe und sehr reich war. Zwei Jahre zuvor war ihr Mann, ein älterer Offizier im Karlistenheer, gegen die Republikaner gefallen, und sie war die Erbin seiner Güter in Galizien geworden. Sie hatte sich über den Tod des Obersten del Saz um so leichter zu trösten vermocht, als sie ihn nicht aus Liebe geheirathet hatte, sondern mit sechzehn Jahren ihm auf den Willen ihres Pflegevaters hin zur Gattin gegeben wurde. Unbegreiflich also, daß sie als ein einundzwanzigjähriges, blühendes junges Weib, das völlig selbstständig war, eine so gepanzerte Hartnäckigkeit gegen eine neue Heirath bewies.

Sie hatte ein Kind, einen allerliebsten lockenköpfigen Knaben von vier Jahren, in dem unter der Verzärtelung seiner Mama allerdings schon der Sinn eines kleinen Tyrannen erstand.

Was nun den erwähnten Don Manuel Bellaceda betraf, so gehörte er wie zu den Löwen der Saison, so auch zu den standhaftesten Bewerbern um Julia's Hand. Er war Direktor eines großen Minenwerkes in Asturien, und sicherlich eine Parthie, die selbst für anspruchsvolle heirathsfähige Damen begehrenswerth erscheinen mußte. Denn mit seiner höchst einträglichen Stellung verband er persönliche Eigenschaften, die ihm überall Achtung und Sympathie eintrugen. Nicht nur, daß er in der Vollkraft von dreißig Jahren, groß und schlank, sich durch männliche Schönheit auszeichnete, sondern er war auch ein Mann von Welt und dennoch gediegenen und ernsthaften Charakters. Ersichtlich stand er auch in hoher Gunst bei Doña Julia; aber sie erhörte ihn dennoch nicht, so wenig wie einen seiner ernsthaften Nebenbuhler, trotzdem es ihr Gefallen erregte, wenn er auf Spaziergängen allein mit ihr und ihrem Sohne den Kampf um ihr Herz und ihre Hand immer wieder begann.

Auch an diesem Nachmittag war dies geschehen. Er hatte sie nach der Tafel an den Hafen begleitet, um im funkelnden Sonnenschein die frische Seeluft, und nach dem schwülen, heißen Tage den Abend oben auf den Felswegen des Orgullo zu genießen. Und da hatte er ungewöhnlich ernst erwähnt, daß am nächsten Tage sein Urlaub zu Ende ginge und er zurück in seine asturischen Berge reisen müsse.

„So werde ich also keine Hoffnung mit mir nehmen," sagte er. „Sie wollen mir nur ein schönes Traumbild gewesen sein, Señora?"

„Ach," scherzte sie darauf, „das wird Ihnen bald zerrinnen, und wenn das Traumbild schön war, wie Sie behaupten, so ist es auch gut, daß Sie es nicht verwirklicht sehen. Die Wirklichkeit ist meist so häßlich."

„Sie sehen wirklich die Ehe für ein Unglück an?"

„Das eben nicht. Ich habe als Frau gar keinen Grund gehabt, mich unglücklich zu fühlen. Der Mensch versuche indessen die Götter nicht. Ein zweites Mal könnte mir es übler ergehen."

„Wenn Sie nun aus heißer Liebe einem Manne die Hand reichten?"

„Gerade dann," lächelte sie. „Das meiste Unglück vielleicht, oder doch die meisten Mißhelligkeiten im Menschenleben bringt die Liebe hervor."

Er schwieg und schritt eine Weile stumm neben ihr her, während sie mit ihrem Kleinen sich unterhielt, der in die zum Meer niedersinkende Sonne blickte und erklärt wissen wollte, warum sie alle Tage brenne.

„Da, da!" rief das lebhafte Kind plötzlich, nach der sinkenden Sonne zeigend. „Mama, wir wollen hinfahren."

„Im Boot?" fragte ihn freundlich Bellaceda.

„Ach ja!" klatschte der Knabe in die Hände. „Auf's Meer hinaus, Mama."

Eine solche Seefahrt gehörte zu den beliebtesten Vergnügen der Badegäste, und Doña Julia hatte eine ausgesprochene Leidenschaft dafür. Gern war sie also bereit, ihres Sohnes Wunsch zu erfüllen, und Bellaceda führte sie zu einem der schaukelnden Boote am Strande. Er ließ sie Platz darin nehmen mit Enrico und verabschiedete den Schiffer, der zum Rudern bereit stand.

Ungewöhnlich war es ja nicht, daß die Badegäste, selbst die Damen, bei ruhigem Meer allein hinausfuhren; ohne beunruhigt zu sein, gab denn auch Doña Julia ihre Zustimmung zu der Fahrt unter Bellaceda's alleiniger Führung.

„Nun, Ihnen kann man sich ja getrost anvertrauen," sagte sie im Abstoßen.

Das Boot schoß unter Bellaceda's kräftigen Riemenzügen über das Wasser und war bald, ohne sonderlich von den Leuten am Hafenstrand und Badeplatz beachtet zu sein, über das Felsenthor hinaus auf offener See. Wer es von der Höhe des Ufers mit den Augen verfolgt hätte, würde es schnell und sicher gerade dem Sonnenball zu über die Wogen haben tanzen sehen. Noch flimmerte das Gestirn in goldener Gluth, und das Meer war mit feurigem Glanz übergossen. Dann tauchte der Sonnenball schnell in die ungeheure Wasserfläche hinab.

Weiße, runde Wölkchen zogen jetzt plötzlich herauf, wie wenn sie erst den Untergang der Sonne abgewartet hätten, um zu erscheinen, und mit ihrem Aufzug erhob sich aus den Klüften des Gebirges ein kalter Wind, der unheimlich über die See strich. Mit Zauberschnelligkeit verwandelte sich das vorher so friedliche Meerbild. Hohl ging die See, mächtige Wogen stiegen auf und bedeckten sich mit weißem Gischt. Die weißen Wolken ballten sich zusammen und wurden plötzlich stahlgrau und dann schwarz. Blitz und Donner vollendeten diese grauenvolle Umwandlung der Natur.

— — — — — — — — — — — —

Niemand sah es, daß ein Mann in Hemdsärmeln an das Ufer geworfen wurde, an einer einsamen Stelle nahe bei San Sebastian, wo die steil zur See abfallende Felsenwand des Orgullo sich in einem abflachenden Berggehänge fortsetzte. Es war ein Glück für den mit Wogen und Brandung muthvoll ringenden Schwimmer gewesen, daß er auf den schmalen Landstreifen, der an dieser Stelle zwischen Gebirg und Meer nur ein paar hundert Schritte lang sich befand, geschleudert wurde, und nicht minder, daß er trotz der Verwundungen am Kopf, die er bei dieser gefahrvollen Landung sich zuzog, noch Kraft und Besonnenheit genug besaß, um sich sogleich am Felsen hinauf vor den gierigen Angriffen der anprallenden Wogen zu retten. Aber dort, in Sicherheit vor dem Wasser, brach er ohnmächtig zusammen, sein Gesicht mit Blut überströmt.

Die Donner umdröhnten ihn und die Brandung toste unter ihm. Es war Bellaceda. Stundenlang lag er in seiner Ohnmacht. Endlich richtete er sein blutendes Haupt empor und sammelte gewaltsam seine Kräfte. Wohl bekannt mit der Oertlichkeit, erreichte er bald einen der Wege, die hinunter nach der Stadt führten, deren Laternen er in der vorgerückten Nacht nur noch vereinzelt brennen sah.

Kein Mensch begegnete ihm zur Unterstützung. Lange Zeit brauchte er deshalb, ehe er in die Stadt gelangte, und hier suchte er anstatt seines Gasthofes die Polizeiwache auf. Eine Stunde später erst brachte ihn ein Mann derselben nach Hause.

Kaum graute der Tag, so trieb ein Segelboot, auf dem sich außer der kleinen Mannschaft ein Sergeant der Polizei befand, zum Hafen hinaus, wie hoch auch noch die See ging. Erst um die Abendzeit kam es zurück, im Schlepptau ein nach San Sebastian gehöriges Ruderboot, in dem nichts weiter war, als der Sommerrock eines Herrn. Hunderte von Menschen am Hafen erwarteten es; die ganze Badegesellschaft war da in höchster Aufregung anwesend und drängte sich nach der Stelle, wo das Schiff anlegte. Gleich darauf ging mit einem Schreckensschrei die Kunde durch die Menge, daß die Gesuchten nicht gefunden, daß Doña Julia del Saz und ihr Sohn ertrunken sein mußten.

Blitzschnell hatte sich schon in der Morgenfrühe in der ganzen Stadt verbreitet, was Don Manuel Bellaceda über seine Seefahrt mit der schönen jungen Wittwe der Polizei mitgetheilt. Er war vielleicht eine halbe Stunde weit von der Küste gewesen, als er einen Angstschrei Doña Julia's hörte und sie die Arme nach ihrem Sohn ausstrecken sah. Der Kleine hatte noch einmal in die rothe Gluthkugel der Sonne schauen wollen, wie sie eben in's Meer sank, und sich deshalb von seinem Platze neben der Mutter erhoben und zurückgewandt. Dabei war er in's Schwanken gerathen und vornüber gegen den niedrigen Bordrand getaumelt. Im selben Augenblick, als ihn seine Mutter vor dem möglichen Fall in's Wasser an seinem Röckchen zurückhalten wollte, packte ihn schon Bellaceda. Die Sache hätte mit dem kleinen Schreck ihr Ende gehabt, wenn Letzterer nicht bei jenem Griffe nach dem kleinen Enrico eines der Ruder hätte fahren lassen, so daß es über Bord rutschte. Indem er es nun mit dem anderen Ruder auffischen wollte, entglitt ihm unglücklicher Weise auch dieses, und die Wellen trieben das eine dahin, das andere dorthin.

In diesem Augenblicke kamen auch die ersten Sturmstöße, das Meer wurde unruhig, am Himmel sah es bedrohlich aus. Schnell entschlossen warf Don Manuel seinen Rock ab und sprang, seiner Sicherheit im Schwimmen vertrauend, in's Wasser, um zunächst das eine Ruder einzufangen, das eine große Welle schnell weithin entführte. Wie er sich auch mühte, mit kräftigen Stößen es zu erreichen, es gelang ihm nicht. Ueber die mächtig aufrollenden Wogen hin tanzte das Holz fort, während die Wellen dem Schwimmer einen schwer besieg-

lichen Widerstand bereiteten. Und ohne mindestens ein Ruder wieder zu erlangen, war doch keine Möglichkeit, das Boot nach dem Lande zurückzubringen! Verzweiflungsvoll bot Manuel das Aeußerste auf, sich das einzige Mittel zur Rettung zu beschaffen. Vergebens! Das Ruder entschwand seinen Augen.

Seinen Schrecken und seine Angst zu vermehren, sah er nun auch das Boot nicht mehr. Nicht nur, daß er bei der unglücklichen Jagd auf das Ruder sich weit von dem Fahrzeug hatte entfernen müssen — dies selber, dem Wind und den Wellen widerstandslos preisgegeben, mußte wohl nach entgegengesetzter Richtung fortgetrieben worden sein.

Welch' gräßliche Lage für die junge Frau mit dem Kinde!

Bellaceda krampfte es das Herz zusammen, indem er daran dachte und keine Möglichkeit fand, dem geliebten Weibe Hilfe zu leisten. Der ringsum sich thürmende Wogenschwall, der jetzt entfesselte Aufruhr der Elemente, der ihn umtobte und mit dem er in ernster Gefahr zu kämpfen hatte, machten es hoffnungslos, von den Insassen des verschwundenen Bootes noch etwas wiederzusehen. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich nach der Küste zu retten, um von dort her so bald als möglich eine Aufsuchung des Bootes zu veranlassen. Dies war ihm auch unter Aufbietung aller Kräfte gelungen. —

Krank und elend, in körperlichen Schmerzen und in Angst und Verzweiflung wegen der Schiffbrüchigen lag er nun in seinem Zimmer, während die von ihm bei der Polizei verlangte Expedition zur Aufsuchung Doña Julia's stattfand. Er hatte eine große Belohnung für diesen Rettungsdienst verheißen. Aber das leer aufgefischte Boot nahm auch ihm die letzte schwache Hoffnung, die er noch gehegt. Mutter und Kind mußten durch die Wuth der Wogen aus dem Boote geschleudert und ertrunken sein.

Am Morgen des vierten Tages nach der so verhängnißvollen Meerfahrt wollte Bellaceda, trotzdem er in seiner Verzweiflung eher noch schwächer geworden war, eben abreisen. Da geschah etwas, was einen förmlichen Aufruhr in San Sebastian unter den Badegästen erregte. Señor Bellaceda wurde nämlich unter dem Verdachte, die schöne Señora del Saz und ihr Söhnchen ermordet zu haben, verhaftet. Dem Richter, Señor Urquilo, einem jungen eifrigen Juristen mit lebhafter Phantasie, die hier wohl noch durch die Eifersucht auf Bellaceda verschärft wurde — er hatte nämlich auch der schönen Wittwe lebhaft den Hof gemacht — erschien nach reiflicher Ueberlegung der Fall so verdächtig, daß er nach längerem Zaudern und Erwägen zu dem Schlusse kam, sein Nebenbuhler habe die Señora im Grimme verschmähter Leidenschaft auf's hohe Meer gelockt und dort ermordet.

Als belastende Momente fielen für ihn namentlich in's Gewicht, daß Bellaceda die Seefahrt allein mit Doña Julia und ihrem Sohne unternommen, daß er sie ungewöhnlich weit ausgedehnt hatte, ohne sich durch das aufsteigende Gewitter davon abhalten zu lassen, dann besonders die Unwahrscheinlichkeit seiner Behauptung, erst ein und alsbald auch das andere Ruder verloren zu haben, eine für Bellaceda allerdings auffällige Nachlässigkeit. Ferner der Umstand, daß in dem aufgefischten Boot noch sein Rock sich befand, somit war das Boot nicht umgeschlagen. Endlich die Thatsache, daß Bellaceda von vornherein keine andere Ueberzeugung aussprach und aufkommen ließ, als daß die Schiffbrüchigen nothwendig ertrunken sein müßten — wie aber sollten sie das, wenn das Boot nicht umgeschlagen war?

Alles dies gab dem jungen Juristen Ursache genug, um eine Verhaftung zu rechtfertigen.

Was half Bellaceda alles Protestiren und Leugnen — er saß hinter Schloß und Riegel als Opfer des Untersuchungsrichters, der eine Leidenschaft dafür hatte, aus dieser Sache triumphirend hervorzugehen.

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage später kam mit dem Kurierzug aus Frankreich eine junge Dame mit einem Kinde in San Sebastian an. In fliegender Hast bestieg sie mit dem Kleinen einen der am Bahnhof stehenden Wagen, der sie nach dem Hotel trug, wo Bellaceda sein Quartier gehabt hatte.

Als der Portier zu dem vorgefahrenen Wagen lief und die Insassen in der schon von der Dame geöffneten Thür erblickte, blieb er erschrocken stehen, und die in der Hausthür erscheinende Wirthin schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Doña Julia! Alle Heiligen seien gepriesen! Und der Kleine! Heilige Jungfrau Maria! Ach, was haben wir um Sie für Angst und Trauer ausgestanden!"

„Und Señor Bellaceda?" entfuhr es der hocherregten jungen Frau. „Lebt er? Hat er sich gerettet? Seit sechs Tagen bin ich um ihn in Todesängsten. So reden Sie doch? Er lebt?"

„Er lebt, er lebt! Ja, und nun geben Sie ihn vollends dem Leben wieder, den Aermsten," entgegnete die Wirthin.

„Er lebt! O, nun athme ich wieder frei. Eine Last ist mir vom Herzen; wie eine Schuld hat es mich da bedrückt, weil ich es war, die Señor Bellaceda zu dieser unglücklichen Seefahrt veranlaßte!"

„Aber," meinte nun die Wirthin, „es waren schlimme Tage für den Caballero. Er kam halbtodt unter Sturm und Donner an's Land, am Kopfe voller Wunden. Er hielt sie für untergegangen mit Ihrem Kinde und war in Verzweiflung darüber. Vorgestern früh wollte Señor Bellaceda abreisen —"

„Er wollte?" unterbrach sie hier die junge Frau und sprang plötzlich auf. „So ist er noch hier?"

Ihre Augen strahlten vor Freude.

„Allerdings, allerdings, Señora; er ist noch hier. Doch, denken Sie nur, man hat schändlicher Weise Don Bellaceda vor zwei Tagen in's Gefängniß gesetzt."

„Warum? O, ich errathe!"

„Alle Welt hielt es für eine Tollheit des Gerichts, des Richters Don Urquilo vielmehr — Sie kennen ihn ja — der den wackeren Don Manuel in Verdacht hat, daß er Sie und Ihren Sohn ermordet habe."

„Mein Gott!" schrie die junge Wittwe auf. „So ist ihm meinetwegen auch diese schmähliche Prüfung noch auferlegt worden! Fort, fort — ich will diese Tücke nun selbst auch zu Schanden machen. Wenn sie mich sehen, so müssen sie ihn ja frei lassen." Sie war bei diesen Worten schon zum Hause hinaus, ihren Sohn zurücklassend.

Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich, daß Doña Julia mit ihrem Sohn glücklich wieder da sei. Man brannte vor Neugier, zu erfahren, wie das Alles zugegangen sein konnte, und Hunderte von Damen und Herren versammelten sich vor dem Polizeigebäude, hinter dessen Mauern Don Manuel Bellaceda eben der todtgeglaubten Doña Julia entgegentrat.

Und in der That, nicht zu lange hatte die Menge zu harren, als Don Manuel glückstrahlend, mit Doña Julia am Arm, aus dem Portal des Polizeihauses heraustrat. Ein brausender Jubel begrüßte ihn und ein Blumenregen fiel auf das schöne Paar nieder, das man nun wie selbstverständlich als ein verlobtes ansah. Bis zu ihrem Hotel geleitete sie die immer mehr anwachsende Menge, und Don Urquila hätte sich da nicht sehen lassen dürfen, ohne die beißendsten Bemerkungen über die Niederlage, die er mit seinen Kombinationen erlitten, noch in den Kauf nehmen zu müssen.

Don Manuel und Doña Julia mit ihrem Enrico hatten sich in einen kleinen Salon des Hotels zurückgezogen, und er lauschte da, trunken von Glück über die wunderbare Wendung der Dinge und über die seine entblätterten Hoffnungen verjüngende Umwandlung des geliebten Weibes, der Erzählung desselben vom ausgestandenen Leid und der ihr gewordenen Rettung.

Als Bellaceda seinen Rock abgeworfen und sich in die See gestürzt hatte, verfolgte Doña Julia anfänglich ohne große Besorgniß seine Jagd auf das Ruder. Bald jedoch verlor sie ihn aus den Augen und erkannte, daß sie mit ihrem Sohn verlassen auf dem wild wogenden Meere sei. Das Boot trieb, sie wußte nicht, wohin, da sie zwischen den Wasserbergen nichts mehr als diese und den sich verdunkelnden Himmel über sich sah. Größer als die Angst um ihre eigene Gefahr war die um Don Manuel. Erst als es Nacht wurde, erfüllte sie die Lage, in der sie sich befand, mit Schrecken. Sie nahm ihren Sohn auf ihren Schoß, umhüllte ihn mit dem Rock Bellaceda's und machte sich auf den Tod gefaßt. Aber wie hoch die Wasser gingen, das Boot blieb obenauf und schwamm ungefährdet dahin.

So überstand sie die Nacht und begrüßte den Tag mit Hoffnung auf Errettung. Vom Lande konnte sie keine Spur erblicken, und wenn zuweilen ein Segel erschien, so blieb dasselbe doch fern, und ihre Versuche, sich durch Schreien und Winken mit ihrem Taschentuch bemerklich zu machen, waren nutzlos. Enrico klagte nun auch über Hunger und Durst, und sie selbst litt darunter. Die ungeheure Vereinsamung rief die Angst in ihr auf, daß es ihr Loos sein könnte, zu verschmachten und Hungers zu sterben. Plötzlich tauchte jedoch so dicht bei ihr, daß sie darüber erschrak, eine Brigg auf, und vom Deck derselben war es, daß man ihr zurief, ohne daß sie etwas verstand. Aber sie winkte und gerieth in die höchste, hoffnungsfreudige Aufregung, als sie sah, daß man ein Boot aussetzte und auf sie zu ruderte. Bald war sie darin mit ihrem Sohn geborgen und kam dann auf das Schiff, wo sie mit größter Theilnahme aufgenommen, gespeist und in des Kapitäns Kajüte geführt wurde. Denn sie war fast ohnmächtig vor Erschöpfung und bedurfte des Schlafes.

Als sie daraus wieder erwachte, schlief Enrico noch fest und schwer. Sie sprach mit dem Kapitän, einem Engländer, der in Bayonne angelegt und von da am Tage zuvor seine Fahrt bestimmungsmäßig nach den Azoreninseln unternommen hatte. Sie fragte, wie sie wieder nach San Sebastian oder nach einem anderen Punkt der spanischen Küste gelangen könne. Er bedauerte, bei dem ungünstigen Winde selbst nicht mehr im Stande zu sein, dahin zurückzufahren, tröstete sie aber damit, daß man leicht einem Schiffe begegnen dürfte, welches sie dahin bringen würde. Von den wenigen Seglern, die der Kapitän anzurufen vermochte, hatte jedoch keines einen solchen Kurs, bis endlich ein Lastschiff kam, das wenigstens nach Bordeaux ging und das Doña Julia mit ihrem Sohne aufnahm. Bordeaux war ja nicht weit von San Sebastian, und kaum angelangt daselbst, benutzte sie den nächsten Eisenbahnzug dahin.

Während sie in Sicherheit an Bord des Schiffes war, das sie zurück zur Heimath trug, hatte sie mehr und mehr den Befürchtungen Raum gegeben, daß Bellaceda im Kampfe mit dem stürmischen Meer zu Grunde gegangen sein werde. Und wie das erlebte Ereigniß die Tiefe ihres Inneren zum ersten Male aufgerührt

hatte, so belehrte sie die Angst um ihn, daß sie ihn mehr liebe, als sie wähnte, und daß ihr Leben vergällt und verkümmert sein würde, wenn er für sie verloren wäre, wenn er gar den Tod um sie gefunden hätte.

Sie verhehlte ihm dies nicht, als sie jetzt mit ihm von ihrer unfreiwilligen Meerfahrt sprach und ihm zuhörte, was er seit der Trennung von ihr gelitten. Es bedurfte keiner neuen Beredtsamkeit von seiner Seite, um sie zu dem Entschlusse zu bestimmen, die Seinige zu werden.

So wurde die unbesiegliche Löwin von San Sebastian Don Bellaceda's Weib, ein Ereigniß, das der spanischen Gesellschaft noch lange Zeit Stoff zur Unterhaltung lieferte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Marquise v. Sergy und ihr Wundarzt. — Als der berühmte Bildhauer Girardon für seine Nymphen im Apollobade in Versailles nach Mustern suchte, sah er im Theater der Comédie française die Marquise de Sergy und erkannte mit richtigem Künstlerblick sofort die vollendete Schönheit der Arme dieser durch Geist und Anmuth berühmten Wittwe. Er eilte am folgenden Tage in ihre Wohnung und beschwor sie, ihre Arme ihm als Modell zu überlassen. Die Marquise erfüllte den Wunsch und gab so Veranlassung zu der Redensart: Schöne Arme à la Sergy. Der große Bildhauer war jedoch nicht der Einzige, der für die Reize der Marquise schwärmte; zu ihren Anbetern gehörte auch ein anderer berühmter Mann jener Zeit, der Wundarzt St. Elme, „der schöne Blutlasser" genannt. Das Aderschlagen war damals — Ausgangs des 17. Jahrhunderts — zu einer wahren Leidenschaft der Aerzte geworden, seitdem ein Italiener, Allegro, den Blutentziehern entgegengetreten war und eine Schrift veröffentlicht hatte, die das Blutvergießen als einen Mord verdammte, und in der er forderte, man solle ihm 500 Kranke überlassen, die er ohne Aderlaß behandeln wolle, gegen 500, die von den berühmtesten Aerzten Frankreichs mit Aderlaß zu behandeln wären. Diese Schrift hatte einen Sturm des Unwillens hervorgerufen und gerade das Gegentheil von dem, was Allegro bezweckte, bewirkt. Man ließ zur Ader, wenn Jemand Kopfweh, Zahnreißen, Bauchschmerzen oder nur eine gesunde Gesichtsfarbe, die auf zu vieles Blut hinzudeuten schien, hatte. Die Marquise v. Sergy besaß nun eine solche, und ihr Hausarzt drängte mithin zum Aderlaß. Endlich willigte sie ein und St. Elme wurde herbeigerufen. Zitternd trat er vor sie hin, für die längst sein Herz schlug. Sie reichte ihm lächelnd den Arm. Als er dies Wunderwerk der Natur in der Hand hielt, wurde es ihm dunkel vor den Augen und die Lanzette traf die Pulsader, deren Blutung sich durch nichts stillen lassen wollte. Laut schrie er auf, als er bemerkte, was er angerichtet hatte; er warf sich der Angebeteten zu Füßen, zerraufte sein Haar und rief: „Ich habe Sie ermordet!" In der That führte der Aderlaß zum Tode der Marquise, die nun in ihren letzten Augenblicken St. Elme das Gelübde abnahm, nie wieder Jemand zur Ader zu lassen, zu welchem Zwecke sie ihm 6000 Livres Renten vermachte. Der schöne Blutlasser aber war seit der Zeit der eifrigste Gegner des Aderlassens und in allen Hospitälern zu finden, um gegen diese Unsitte anzukämpfen. [W. Grothe.]

Humoristisches.



Deutlich.

Dame (zu einem jungen Mann, der sich auf dem Balle sehr albern benimmt): Sie besitzen wirklich ein feines Benehmen, mein Herr!

Herr: Ja, bei uns ist der gute Ton zu Hause!

Dame: O bitte, dann bringen Sie ihn doch das nächste Mal mit!



Der Großmüthige.

Richter: Angeklagter, gegen diese Strafe steht Ihnen die Berufung frei, Sie können aber auch darauf Verzicht leisten. — Was wünschen Sie nun?

Angeklagter: Herr Rath, ich wünsche auf die Strafe Verzicht zu leisten.

Theure Fahnen. — Gustav III., König von Schweden von 1771 bis 1792, führte einmal den russischen Gesandten am Hofe zu Stockholm, Graf Markoff, auf Schloß Drottningholm umher. Dies Schloß enthielt sehr viele Siegestrophäen, und König Gustav, der ebensowenig wie seine Umgebung besonders russenfreundlich war, ergriff gern eine Gelegenheit, den Gesandten zu demüthigen. Er zeigte ihm in der Rüstkammer drei erbeutete russische Fahnen, die sehr auffällig angebracht waren, und bemerkte mit maliziösem Lächeln: „Dies sind die russischen Fahnen, welche meine Schweden Ihrem großen Zaren Peter abnahmen."

Markoff, der mit keiner Wimper zuckte, erwiederte gelassen: „Ja, es sind unsere Fahnen, aber sie waren theuer, denn sie haben Sie drei Provinzen gekostet."

Gustav III. wußte nichts zu entgegnen, denn in Wahrheit hatte Rußland in jenen Kriegen den Schweden drei Provinzen entrissen: Finnland, Esthland und Livland. G. W. G.

Weiser Spruch. — Zu dem griechischen Philosophen Menedemos sagte einst Jemand: „Es ist ein großes Glück, das zu haben, was man wünschet!"

„Es ist ein noch viel größeres Glück," erwiederte der Philosoph, „mit dem zufrieden zu sein, was man hat." H. W. G.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 28:

Auch der ungewöhnlichste Mensch ist gehalten, seine ganz gewöhnliche Schuldigkeit zu thun.

Charade.

(Zweisilbig.)

Wer sich bei wildem Sturm und Regen
Auf freiem Feld muß viel bewegen,
Doch stilles Glück zu schätzen weiß,
Singt meiner Ersten Ruhm und Preis.

Und wem, weil er sich wohl befindet,
Die Zeit nur allzuschnell entschwindet,
Der möchte gern gebieten ihr,
Was deutlich sagt die Zweite Dir.

Der Frauen Stolz ist stets das Ganze,
Das sie noch mehr in ihrem Glanze
Und ihrer wahren Herrschermacht
Uns zeigt, als Schmuck und Kleiderpracht.

Auflösung folgt in Nr. 30. [M. Paul.]

Auflösungen von Nr. 28:

der Charade: Germania (Gera — Amager — Niger);
des Vorsilben-Räthsels: Erbe — Siebe.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.